

Tochter«, sagte er leise. »Meine Tochter. Das nächste Mal nehme ich dich einfach mit auf die große Reise.«

2

»Doch. Ihre Freundin hat mich gebeten, Sie anzurufen.«

Ben versuchte, sich auf die Stimme zu konzentrieren. »Das kann nicht sein«, wiederholte er, langsam und deutlich, und überlegte, wen er in der letzten Zeit verärgert hatte. Zu viele. Aber keiner von denen würde auf so eine Schwachsinnsidee kommen, um sich an ihm zu rächen.

»Ich verstehe, es ist für Sie sicher ein Schock. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Es geht ihr den Umständen entsprechend gut. Sie braucht jetzt nur jemanden, der für sie da ist.«

Die Frau machte eine kurze Pause, um Ben Gelegenheit zu geben, das zu sagen, was man in so einer Situation normalerweise sagte: Selbstverständlich komme ich sofort vorbei; in fünf Minuten bin ich da; sagen Sie ihr, dass sie keine Angst haben muss. Aber Ben sagte nichts.

»Der behandelnde Arzt würde sich gerne mit Ihnen darüber unterhalten, ob es eine Vorgeschichte gibt«, fuhr sie schließlich fort.

Ben ließ sich auf sein Kissen zurückfallen. »Hören Sie, sind Sie ganz sicher, dass Sie die richtige Nummer gewählt haben?«, fragte er.

»Ben Edwards«, sagte die Frau und las ihm seine Handynummer vor. Kein Fehler. Keine Verwechslung. »Bitte, Mr Edwards. Ihre Freundin braucht Sie jetzt. Sie hat angegeben, dass sie keinerlei Angehörige hat – nur Sie. Wir glauben, dass es ein Hilferuf war. Sie hat selbst die 999 gewählt. Sie hat mir gesagt, dass Sie noch nicht sehr lange zusammen sind, aber ...« Sie beendete den Satz nicht.

Ben schloss die Augen. »Okay.« Er wählte die nächsten Worte sehr sorgfältig. Sie klangen gestelzt, aber es ging nicht anders. »Sie ... ähm ... Es gibt einen Vater. Vielleicht ... erkundigen Sie sich nach ihm?« Er hasste komplizierte Telefonate, wenn er nicht allein im Zimmer war.

»Sie hat gesagt, sie hätte keine Angehörigen.«

»Das stimmt nicht.«

»Kommen Sie vorbei?«

»Ich beeil mich«, behauptete er und beendete das Gespräch.

»Ist was passiert?« Nina war natürlich hellwach und knipste die Lampe auf dem Nachttisch an.

Er hätte mit dem Handy rausgehen sollen. Ben überlegte, was Nina gehört hatte und welche Geschichte er daraus machen konnte.

»Ein Freund ist im Krankenhaus, und sie haben offenbar nur meine Nummer bei ihm gefunden.« Er sagte es im Aufstehen, damit sie sein Gesicht nicht sah.

»Soll ich mitkommen? Wer ist es?« Sie schlug ihre Decke zurück.

»Jemand von früher.« Er fand ihre erste Frage damit ebenfalls ausreichend beantwortet, sammelte seine Kleidung vom Boden auf und beeilte sich, aus dem Schlafzimmer zu kommen. Erleichtert sah er aus dem Augenwinkel, wie sie sich wieder zudeckte.

»Ruf mich an, wenn du mehr weißt!«

Ja. Genau.

Fiona hatte eine wundervolle Altstimme. Meistens. Wenn sie sich aufregte, rutschte ihre Stimme eine Oktave höher und verlor alles Wundervolle. Ben konnte sie schon hören, bevor er die Notaufnahme betrat. Er folgte ihrer Stimme, dachte an die Sirenen, dachte an Odysseus und wie dämlich Männer doch waren; dachte daran, dass Fiona mit Sicherheit keine Himeropa gewesen wäre, jedenfalls nicht, wenn sie so rumbrüllte. Eher Ligeia.

Die Tür, hinter der Fiona jemandem erklärte, warum sie ihn für ein komplettes Arschloch hielt, war nur angelehnt. Ben trat ein, ohne anzuklopfen, blieb im Türrahmen stehen. Teils hielt ihn die Überraschung zurück. Teils die Tatsache, dass der kleine Behandlungsraum übervoll mit Menschen war. Eine junge Ärztin, zwei nicht mehr ganz so junge Schwestern, ein attraktiver, dunkelhaariger Mann und eine große, dünne Frau quetschten sich um Fiona. Eine Infusion tropfte in ihren rechten Arm. Beide Handgelenke waren bandagiert. Ihr Gesicht war schneeweiß, trotz ihrer offensichtlichen Aufregung. Sie trug nichts außer einem dunkelroten, locker zusammengebundenen Bademantel, den Ben noch gut kannte. Fiona verstummte, als sie ihn sah, und der Mann, das komplette Arschloch, wollte ihn rauswerfen.

»Das ist mein Verlobter«, sagte Fiona, nun wieder ganz in ihrer Altstimme.

Der Mann sah ihn an, als wollte er sagen: Herzliches Beileid.

Ben lächelte schwach in die Runde, blieb mit dem Blick an ihren bandagierten Handgelenken hängen, um ihr nicht in den offenen Bademantel zu starren, und fragte: »Was ist passiert?«

»Sie können ruhig zu ihr gehen.« Eine der Schwestern zog ihn in den Raum. Unwillig setzte er sich neben Fiona, die sofort seine Hand nahm.

»Was ist passiert?«

Der Mann stellte sich als Detective Constable Frank Black vor. Die dünne Frau war seine Vorgesetzte. Detective Sergeant Isobel Hepburn. Sie schüttelten ihm die Hand.

»Sir, wenn wir vielleicht einen Moment alleine mit Ihnen ...«, begann DC Black.

»Jemand wollte mich umbringen«, sagte Fiona laut und deutlich.

Die Ärztin verließ den Raum, murmelte dabei etwas, das nicht sehr freundlich klang, und wurde von der ihr folgenden Schwester daran gehindert, die Tür zuzuknallen.

»Sir?« DC Black machte eine Kopfbewegung in Richtung Tür.

Ben drückte Fionas Hand, um ihren Klammergriff zu lösen.

Auf dem Flur wartete die Ärztin. Sie bat Ben zu sich.

»Dr. Randolph« stand auf ihrem Kittel. Sie stellte sich ihm nicht vor. »Pulsadern an beiden Armen geöffnet. Anschließend selbst versucht, die Blutung zu stoppen. Den Notruf gewählt. Bewusstlos aufgefunden. Blutverlust groß genug für Transfusion, aber sie weigert sich. Ungewöhnlich hohe Werte von Diazepam im Blut. Normalerweise wäre sie nicht aufgewacht. Ist sie abhängig?«

Ben zuckte die Schultern. »Wahrscheinlich«, sagte er vorsichtig.

»Sie gehört unter Beobachtung«, sagte die Ärztin. »Am besten gleich mit einem Entzug verbunden. Wobei, der könnte über Monate gehen. Man würde mit Ihnen einen Plan ausarbeiten, wie das Medikament abzusetzen ist.« Dr. Randolph verschwand, ohne sich zu verabschieden. Ben blieb mit den Polizisten zurück.

»Das war nicht das erste Mal, richtig?«, sagte DS Hepburn. Sie klang sachlich, nicht mitfühlend.

Ben nickte.

»Hören Sie auf die Ärztin. Eine ... Pause würde Ihrer Verlobten guttun.«

»Sie ist nicht meine Verlobte.«

Die beiden Polizisten sahen sich ohne Überraschung an.

»Hat sie Angehörige, die verständigt werden müssen?«, fragte Hepburn.

»Ihren Vater. Aber ich habe keine Telefonnummer. Was passiert jetzt mit ihr? Kann sie nach Hause gehen?«

Hepburn überließ die Antwort ihrem Constable.

»Wir wurden gerufen, weil sie behauptet, jemand habe versucht, sie umzubringen.«

Ben hatte gehofft, sie hätte nur einen Scherz gemacht. »Nehmen Sie das ernst?« Er versuchte, neutral zu klingen.

»Würden Sie uns zur Wohnung Ihrer Freundin begleiten?«, fragte Hepburn anstatt einer Antwort.

Bevor Ben etwas sagen konnte, klingelte sein Handy. Nina. Er drückte sie weg und schaltete das Telefon aus. Die Polizistin hob die Augenbrauen.

»Ich komme mit«, sagte er.

Sie mussten Fionas Schlüssel gar nicht benutzen, um in ihre Wohnung in der Forth Street zu gelangen. Das gesamte erste Stockwerk war hell erleuchtet, und an einem der Fenster stand Fiona und telefonierte. Nur, dass es nicht Fiona sein konnte. Sie behielten sie noch mindestens bis zur nächsten Visite im Krankenhaus, hatte ihm eine Schwester versichert. Aber dort stand sie, in ihrem grünen kurzen Kleid, den kastanienbraunen langen Haaren, dem zu dunklen Lippenstift, drückte ihr Handy ans Ohr und sah auf die Straße, ohne dem kleinen Grüppchen vor dem Haus Beachtung zu schenken.

»Ist das nicht ...«, begann Hepburn.

»Nein, das ist Mòrag«, unterbrach Ben. »Mòrag Friskin. Hoffentlich.«

»Ihre Schwester?«

»Ihre Mitbewohnerin.«

»Aber sie ...«, murmelte Hepburn, sprach aber nicht weiter. Ben beschloss, nichts zu sagen. Erst abzuwarten, ob es wirklich Mòrag war, die am Fenster stand.

Sie war es. Und sie schien nicht überrascht darüber, dass morgens um halb sieben Ben mit zwei Kriminalbeamten vor der Tür stand.

»Ich habe gerade mit Fiona telefoniert«, sagte sie und ließ sie herein. »Leider zu spät. Wenn ich gewusst hätte, was passiert ist ...« Sie deutete mit einer vagen Handbewegung auf einen Putzeimer, der im Flur stand. »Ich dachte, jemand hätte mit Wasserfarben rumgesaut.«

»Sie haben die Wohnung sauber gemacht? Mitten in der Nacht?«, fragte Constable Black und klang erschüttert.

»Sie können doch trotzdem noch Spuren sichern. Ich hab schließlich nicht mit Bleiche geputzt. Bleiche macht die DNS-Struktur kaputt, stimmt doch, oder? Hab ich bei CSI gesehen.« Mòrag presste die Lippen zusammen und sah herausfordernd von einem zum anderen. »Aber die Tür hab ich nicht angerührt.« Sie zeigte auf die Wohnungstür, aus der das Schloss herausgebrochen war.

»Prima. Da find ich jetzt bestimmt raus, welche Schuhgröße der Rettungsassistent hatte. Durchaus ermittlungsrelevant«, ätzte Black.

Mòrag zuckte nur mit den Schultern.

Ben konnte sehen, dass sich Hepburn im Moment vor allem eins fragte: Warum trug Mòrag Friskin ein extravagantes, tief dekolletiertes Kleid, wenn sie gerade geputzt hatte? Sie fragte Mòrag aber nur, ob ihr beim Nachhausekommen etwas Ungewöhnliches aufgefallen war (war es nicht), während sich Black nach etwas umsah, das Mòrag noch nicht geschrubbt hatte. Dann inspizierte Hepburn eingehend die kaputte Wohnungstür, sah sich das Bad und Fionas Zimmer an, die Küche, das gemeinsame Wohnzimmer und zum Schluss auch noch Mòrags Zimmer, bedankte sich und schob Black und Ben nach draußen. Das Einzige, was sie eingesteckt hatte, war die Mülltüte aus dem Bad. Dort hinein hatte Mòrag die Rasierklingen entsorgt, offenbar ohne sich mit der Frage aufzuhalten, was blutige Rasierklingen auf dem Badewannenrand zu suchen hätten.

»Was ist mit dieser Mòrag los?«, fragte Hepburn, als die drei im Auto saßen.

Sie fuhren Ben zurück zum Krankenhaus, wo sein Wagen noch stand.

»Kommt nach Hause, die Wohnung ist blutverschmiert, im Bad eine Wanne voller Rosenblätter und Blut und Wasser, und sie fängt erst mal an, im Designerkleid zu putzen? Und warum zum Teufel sieht sie aus wie Fiona? Oder ist es umgekehrt? Ich dachte, das hört irgendwann in der Pubertät auf, dass sich beste Freundinnen anziehen wie Zwillinge.«

»Tja«, sagte Ben.

Hepburn drehte sich vom Beifahrersitz so, dass sie ihm ins Gesicht sehen konnte.

»Warum behauptet Fiona, mit Ihnen verlobt zu sein?«

Ben überlegte, wie viel er DS Hepburn über Fiona erzählen sollte. Und wie viel er selbst eigentlich über sie wusste.